

Vortragsmanuskript für die Tagung: "Eine unauffällige Generation und die vergessene Trauer" in der "Privaten Trauerakademie Fritz Roth, Bergisch Gladbach" am 21.11.2002

Sabine Bode:

„Wie geht eigentlich den deutschen Kriegskindern heute?“

Die lange Recherche über ein verschwiegenes Thema

1. - Die Verwirrung:

Seit sechs Jahren beschäftige ich mich als Journalistin mit der Frage: „Wie geht eigentlich den deutschen Kriegskindern heute?“ Seitdem habe ich keine Gelegenheit ausgelassen, Angehörige dieser Generation zu fragen. Im ersten Jahr meiner Recherche irritierte mich am meisten - ich selbst bin Jahrgang 47 - daß fast alle mir zu verstehen gaben, und viele sagten es auch wörtlich - *Es hat uns nicht geschadet.*

Konnte das sein? ▼

Der gesunde Menschenverstand sträubt sich, es zu glauben. Andererseits, wenn man sich die Menschen dieser Generation anschaut, ist nicht erkennbar, daß ihnen das Leben in besonderer Weise zugesetzt hätte. Sie sind nicht kränker, und auch nicht ärmer als andere. Im Gegenteil. Noch nie hat es - zumindest in Westdeutschland – Senioren gegeben, denen es finanziell so gut ging wie den heute 60 bis 70jährigen. Sie befinden sich im Ruhestand oder kurz davor. Sie kümmern sich um ihre uralten Eltern, verwöhnen die Enkel, entlasten ihre Kinder und trösten mit Geld und guten Worten, wenn jemand in der Familie arbeitslos geworden ist. Eine unauffällige Generation. Man weiß nichts über sie. Man redet nicht über sie. Und sie selbst, die zwischen 1930 und 1945 Geborenen, denken selten – und noch seltener laut – darüber nach, wie ihre Kriegskindheit das weitere Leben geprägt haben mag. Aber offenbar ist es ihnen gut gelungen, ihre Erinnerungen an

Tod, Bomben, Flucht, Gewalt und Hunger auf Distanz zu halten. Eine tüchtige Generation, keine Frage, sie kann auf ihre Lebensleistung stolz sein.

Damit ist eigentlich schon alles gesagt, was diese Generation an Gemeinsamkeiten erkennen läßt. Außer – da ist noch etwas - es fällt ihr schwer, Brot fortzuwerfen.

Das erste Jahr meiner Spurensuche kann ich rückblickend mit dem Satz zusammenfassen: Je mehr Menschen ich fragte, um so unklarer wurde das Bild. Nach meinen Interviews war ich oft ratlos, ich zweifelte an meiner Wahrnehmung und war körperlich sehr erschöpft. Wenn ich mit anderen Kollegen darüber sprach, hörte ich: „Was beschäftigst du dich auch mit so einem dunklen Thema...“

Aber daran allein konnte es nicht liegen. Ich habe einige Erfahrungen mit schweren Themen - Nazizeit, Holocaust, psychische Erkrankungen, Wenn Kinder sterben, - aber eine vergleichbare niederdrückende Stimmung und Konfusion habe ich noch nicht erlebt.

Die Verwirrung ging schon damit los, daß es eine Weile dauerte, bis ich begriff, daß es sich bei den Jahrgängen von 1930 bis 1945 in Wahrheit um mehrere Generationen handelt. Denn es macht einen großen Unterschied, in welchem Alter ein Kind diesem Krieg ausgeliefert war: ob als Säugling, ob vor oder nach der Pubertät. Angehörige der Flakhelfergeneration haben mit Kindern, die auf der Flucht geboren wurden, keine gemeinsamen prägenden Erfahrungen. Es fehlt also das Verbindende, das in einer Generation die Identität stiftet.

Und doch gibt es viele Ähnlichkeiten in den Aussagen über die Kriegszeit. Zum Beispiel der Satz: *Es war nie langweilig.* Und der zweite Aussage: *Was wir damals erlebt haben, war für uns normal.*

Soll heißen: Wir haben das, was der Krieg mit sich brachte, als normal empfunden, zumal es ja allen Familien ringsum genauso ging, und wir haben uns in unserem Alltag so wenig wie möglich vom Krieg stören lassen.

Nun ist ja bekannt, daß kleine Kinder auch extreme Lebensumstände hinnehmen, wie sie sind. Romanautoren haben sich davon immer wieder inspirieren lassen, da solche Prägungen ihre eigene Dynamik entwickeln. Ein Kind, das in einem Bordell aufwächst, wird das als völlig normal empfinden, bis es mit den Normen der Außenwelt in Kontakt kommt. Wenn dann aus dem Kind ein reflektierender Erwachsener geworden ist, wird der ein Bewußtsein davon entwickeln, in welchem Ausmaß diese als normal empfundene Kindheit bei ihm Spuren hinterlassen hat.

Bei meinen Interviewpartnern war das in der Regel anders. Mit der Frage, wie sich der Krieg auf ihr weiteres Leben ausgewirkt haben könnte, wollten sich die meisten nicht befassen. Sie wollten von ihren Erinnerungen erzählen, die sie gern mit dem Satz einleiteten: "Wir haben in dieser Zeit auch viel Schönes erlebt". Auch im nachhinein fehlte den Betroffenen das angemessene Gefühl für das, was sie an Schrecken erfahren hatten. Zum Beispiel: Daß das Haus der Lieblingstante, in dem man so viel Schönes erlebt hatte, von Bomben komplett zerstört worden war, das erwähnte ein Mann nur beiläufig. Bei mir kam es so an wie: Nichts Besonderes. Sowas hat man eben weggesteckt.

Wenn ich meine Gesprächspartner darauf ansprach, stellte sich heraus, daß sie auch das *Festhalten* an eigentlich unpassenden Gefühlen heute noch „ganz normal“ fanden.

Die meisten Menschen, die ich auf ihre Kindheit ansprach, wehrten schnell ab, meistens mit dem Satz: *Andere haben es viel schlimmer gehabt.*

Wer sind diese anderen?

Könnte es sein, daß es neben den so überraschend gut Davongekommenen eine zweite Gruppe gibt, deren spätere Lebensumstände weit ungünstiger waren? Und könnte es sein, daß diese zweite Gruppe von der ersten Gruppe verdeckt wird, weshalb diese zweite Gruppe nicht nur unauffällig ist – wie

die gesamte Generation - sondern gänzlich unsichtbar? Wäre es nicht denkbar, daß die gänzlich unsichtbaren Kriegskinder keineswegs auf ein erfülltes Erwachsenenleben zurückschauen, sondern auf Jahrzehnte schlecht bezahlter Arbeit, auf Armut, auf soziale Ausgrenzung oder chronische Krankheiten? Und wäre es möglich, daß viele der davon betroffenen Menschen sich als Versager sehen, da sie überhaupt keine Vorstellung davon besitzen, wie überlastet sie als Kinder waren?

Spekulationen, nichts als Spekulationen, ich weiß. Für ein mißlungenes Leben kann es viele – auch selbstverschuldete - Gründe geben. Aber ich weiß auch, daß mein Beruf unbefriedigend ist, wenn man ausschließlich Fragen stellt, die klar zu beantworten sind. Es ist immer gut zu wissen, auf welche Fragen wir keine noch Antworten haben.

Es gab übrigens auch heftige Reaktionen auf meine Frage „Wie geht es Ihnen als ehemaliges Kriegskind heute?“ Zum Beispiel: „Sie wollen mir wohl ein Trauma anhängen!“

Wollte ich nicht. Ich wollte einfach nur wissen, wie man mit so einer schweren Kindheit später fertig wird. Aber so einfach war an dieses Wissen eben nicht heranzukommen. Ich verstand, daß ich meinem Gegenüber zu nahe getreten war. Eine Kriegswaise aus Ostpreußen gab mir schließlich den entscheidenden Hinweis:

Das liegt, glaube ich, daran, daß man uns schon in ganz jungen Jahren beigebracht hat, darüber spricht man nicht. Das erzählt man nicht. Sei doch froh, daß du überlebt hast. Guck nach vorne. Denk nicht darüber nach, vergiß. Und das haben die meisten von uns getan. Um zu überleben und nicht am Rande stehen zu bleiben ein Leben lang, muß man sich anpassen. Wenn man sagt, ich habe eine schlech-

te Kindheit gehabt und mich verfolgt meine Kindheit - das stempelt einen doch nur ab. Zitat Ende

Ein von mir sehr geschätzter Redakteur, mit dem ich jahrelange gute Erfahrungen der Zusammenarbeit hatte, schrieb mir aus Anlaß einer Hörfunksendung – die ein Kollege von ihm zu verantworten hatte – einen wütenden Brief. Er hatte die Sendung selbst gar nicht gehört, sondern teilte mir nur seinen Ärger darüber mit, daß, wie er sich ausdrückte, „hier wieder mal eine Generation erfunden worden sei“. Wir Nachgeborenen hätten ja keine Ahnung, wie es wirklich zugegangen sei. Nämlich friedlich, sollte ich wohl seinem Brief entnehmen. Dort stand, daß 80 Prozent der Fläche Deutschlands vom Bombenkrieg verschont geblieben seien.

Der Mann war Jahrgang 37. Seine Reaktion stand am Anfang einer Erfahrung, die sich ständig wiederholte: Wenn die Redakteure, denen ich das Thema anbot, selbst der Kriegskindergeneration angehörten, stieß ich bei 98 von 100 Anfragen auf Ablehnung.

Kürzlich hatte ich eine telefonische Begegnung mit einer Redakteurin, die mir sagte, sie verstehe das ganze „Theater“ mit der Kriegsvorgangeneit nicht. Sie sei als Kind aus Schlesien geflohen und könne sich eigentlich nur an lustige Erlebnisse erinnern.

Daß es so etwas wie Generationstabus in der Gesellschaft und damit auch in Sendeanstalten gibt, die sich nur durch einen Generationswechsel auflösen, wurde mir von dem Filmemacher Heinrich Breloer bestätigt. Er erzählte mir, daß er jahrelang mit seinem Projekt über die RAF bei den Fernsehredakteuren auf Ablehnung stieß. Und erst als nach einem Generationswechsel Jüngere zu entscheiden hatten, da hieß es auf einmal: „Ja, das ist hochinteressant. Wir wollen wissen, was damals los war.“ Nun endlich konnte Breloer seinen Film „Das Todesspiel“ drehen.

Inzwischen habe ich eingesehen, daß das Thema „Kriegskinder“ für uns Deutsche sehr viel schwerer zu verdauen ist, als ich anfangs angenommen hatte. Es liegt verborgen unter der Last von Schuld und Scham, als Folgen der Naziverbrechen, der Judenvernichtung. Oberflächlich sieht es so aus, als handele es sich bei der Kriegskindheit um ein Stück Vergangenheit, das die Bevölkerung einfach nicht interessiert. Aber ich habe auch oft erlebt, daß Menschen mit Unruhe oder Verwirrung reagierten und dadurch leicht Mißverständnisse auslösten.

Wie oft kam es zu Unsicherheiten bei Terminabsprachen. Wie oft rief mich jemand an und fragte: „Wann waren wir denn nun genau verabredet. Ach, am 20.? Bei mir ihm Kalender steht der 21...“

Andere hatten sich die Uhrzeit oder den Treffpunkt falsch gemerkt. Oder das Thema selbst. Einmal hatte ich eine Psychotherapeutin, die selbst der Kriegskindergeneration angehörte, als Studiogast in eine Radiosendung eingeladen. Am Vorabend, als ich sie in Köln im Hotel traf, stellte sich heraus, daß sie sich für ein ganz anderes Diskussionsthema vorbereitet hatte: nämlich Jugendkriminalität.

Wenn ich Menschen aus meinem Bekanntenkreis nach längerer Zeit wiedersehe, werde ich oft gefragt: „Woran arbeitest du gerade?“

Um Mißverständnissen vorzubeugen, was mir aber meistens nicht gelingt, beschreibe ich das heikle Thema immer bewußt ausführlich: „Es geht um die Frage, wie sich der 2. Weltkrieg auf das Leben derjenigen ausgewirkt hat, die damals Kinder waren.“

Typisch war die Reaktion eines Lehrers. Er sprudelte los, er habe gerade wieder einmal seine Schüler mit Anne Frank und den Geschwistern Scholl vertraut gemacht. Man müsse sich als Pädagoge für die Vermittlung der Nazivergangenheit viel Zeit nehmen.

Als der Lehrer das Thema schließlich erfaßt hatte, ging er sofort zum Angriff über:

Wie ich dazu käme, Kriegszeit und Nazizeit zu trennen? Das sei doch unmöglich! Ob ich etwa die Seiten gewechselt hätte? Ginge es mir jetzt darum, die *Deutschen* als Opfer zu stilisieren?

„Du selbst wurdest doch 1937 in Berlin geboren“, sagte ich. „Was hat dich in deiner Kindheit mehr bestimmt: die Nazis oder Bomben und Hunger?

Mein Gegenüber wurde heftig: „Begreifst du das immer noch nicht?! Ohne die Nazis hätte es für meine Familie die ganzen Kriegserlebnisse nicht gegeben!“

„Muß ich mir das so vorstellen“, fragte ich weiter, „daß du dich später mit den Schrecken des Nationalsozialismus beschäftigt hast – aber nicht mit deiner eigenen Kriegskindheit.“

„Genau“, bestätigte er. „Der Krieg war vorbei, als ich acht Jahre alt war. Ehrlich, du nervst mich mit diesen alten Geschichten...“

Es gab noch jemanden, dem ich offensichtlich auf die Nerven ging. Als in Köln die Wehrmachtsausstellung eröffnet wurde, bat ich Philipp Reemtsma während einer öffentlichen Veranstaltung darum, in seiner Hamburger Stiftung für Sozialforschung auch die Kriegskindergeneration zu beachten. Reemtsma wurde regelrecht sauer. Er rief entrüstet:

„Wir machen doch keine Forschung auf Zuruf!“

2. - *Die Spurensuche:*

Warum mich das Thema nicht losgelassen hat? Ich glaube, dies hat nun wieder mit meiner eigenen Generation zu tun, mit den unmittelbar nach dem Krieg Geborenen. Ich habe als Kleinkind das zerstörte Köln gesehen. So, wie die Erwachsenen darauf reagierten, war schonmal klar, daß das Wort Krieg etwas Schlimmes bedeutete. Ich glaube also, daß ich in einem Alter, in dem man üblicherweise nur in der Gegenwart lebt und das Vergangene

noch gar keine Kategorie ist, eine Ahnung von der Vergangenheit bekam, die gleichzeitig Geheimnis bedeutete. Als Jugendliche dann wurde meine Neugier konkret. In der Schule erfuhren wir von den Naziverbrechen, von Auschwitz, die Eltern reagierten auf meine Fragen mit Ärger oder Schweigen, was meinen Wunsch, Genaues zu erfahren, noch mehr anstachelte. Und so ähnlich war es dann dreißig Jahre später beim Thema Kriegskinder. Wieder wurden meine Fragen abgewehrt. Wieder wurde mir bedeutet, daß ich keine Ahnung hätte. Wahrscheinlich gibt es für meine Neugier nichts Stimulierendes als kollektive Geheimnisse.

Anfang der neunziger Jahre besuchte ich ein sehr erhellendes Seminar. Es ging darum, aus Anlaß der Wiedervereinigung die eigene Familiengeschichte vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte zu erforschen. Ich war nicht die einzige unter den Teilnehmern, die befürchtete, daß die Nähe meiner Eltern und Großeltern zum Nationalsozialismus größer gewesen sein könnte, als sie stets behauptet hatten. Was dann auch während des Seminars bestätigt wurde.

Zur Vorbereitung hatten wir Familienforschung betrieben. Die Aufgabe lautete: Alle Daten und Fakten zusammentragen, die von 1930 bis 1950 bestimmend gewesen waren: Geburt, Krankheit, Tod, Umzüge, Berufswechsel, Fronteinsätze, Verwundungen und so weiter. Während des viertägigen Seminars zeigte sich dann, daß wir alle über die Einstellungen unserer Eltern in der Nazizeit recht gut Bescheid wußten, aber emotional und faktisch kaum erfassen konnten, was der *Krieg* in unseren Familien angerichtet hatte. Am dritten Tag hatte sich die Veranstaltung zu einem Trauerseminar entwickelt. Es wurde unendlich geweint. Zu erschütternd war das, was nach über 50 Jahren endlich als Teil der Familiengeschichte realisiert wurde. Die Stichworte hießen: verschüttet, gefallen, vermißt, Vertreibung, Vergewaltigung, Gefangenschaft, Selbstmord.

Seitdem ist mir klar, daß wir eine Nazivergangenheit *und* eine Kriegsvergangenheit haben. Über die eine wird Gottlob inzwischen offen gesprochen, über die andere noch nicht.

1996 wollte ich eine Hörfunksendung über kriegstraumatisierte Kinder aus Bosnien machen. Damals besuchte ich einige Flüchtlingsfamilien, und traf immer dasselbe an: verstörte Eltern, verwirrte Kinder. Ihnen Fragen zu stellen über die Schrecken des Krieges, erschien mir absurd. Wozu? Um deutlich zu machen, was ohnehin jeder weiß - daß Krieg die Kinder am grausamsten trifft? Ihr Leid ist ausreichend erforscht. Auf Grund der Kriege, die allein während der achtziger Jahre tobten, ermittelte UNICEF zehn Millionen Kinder, die unter sogenannten posttraumatischen Belastungsstörungen litten.

Da lag es nahe, sich im eigenen Land, in Deutschland umzuschauen. Millionen Kriegskinder leben unter uns, 13 Millionen. Man weiß nichts über sie. So gut wie nichts. In der Fachliteratur tauchen sie allenfalls in Randnotizen auf, in Romanen als Randfiguren.

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Daß es Menschen mit seelischen Kriegsverletzungen gab, wurde in Deutschland nie bestritten, aber es wurde eben auch nicht an die große Glocke gehängt. Der Psychoanalytiker und Schriftsteller Tilmann Moser, Freiburg, erinnerte an die im Ausland völlig unbekanntes Phantasiediagnose "Vegetative Dystonie". Sie allein reichte in den Sechzigern und Siebzigern den Krankenkassen als Begründung aus, um Menschen eine Kur zu bewilligen. Auch in der Tatsache, daß in Deutschland das Kurwesen so weit verbreitet war wie in keinem anderen Land, vermutet Moser stillschweigende Angebote der Linderung für die, die noch immer an Kriegsfolgen litten.

Allerdings: die Kinder dieses Krieges waren heil davongekommen - darüber schien man sich, wiederum stillschweigend, sehr früh in der Bevölkerung geeinigt zu haben.

Im Jahr 1957 veröffentlichte Helmut Schelsky ein Buch mit dem Titel "Die skeptische Generation". Im Mittelpunkt standen die in den dreißiger Jahren Geborenen. Schelsky war Soziologe, kein Traumaforscher. Er kam zu dem Befund: Nun, im Alter von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, sei diese Generation für politisches Engagement kaum zu gewinnen, da dieser Weg bei ihren Eltern in die Katastrophe geführt hätte.

Schelskys Generationsporträt ist eine Rarität geblieben. Es war das einzige Mal, daß sich ein Wissenschaftler umfassend mit dem Lebensgefühl jener Deutschen beschäftigte, die als Kinder nichts anderes als Nazizeit und Krieg kennengelernt hatten.

Aber seine Erkenntnisse betrafen, wie wir heute wissen, nur einen Teil der Kriegskinder. Die in den vierziger Jahren Geborenen waren absolut nicht Politik-abstinent sondern, ab 1968, über die Maßen engagiert.

20 Jahre nach Schelskys Untersuchung wurde eine weitere Gruppe der Kriegskinder für kurze Zeit sichtbar, als sich die Medien für die Erfahrungen der sogenannten "Flakhelfergeneration" interessierten.

Dann, nach zehn weiteren Jahren, erwachte die Nazikindheit – nicht die Kriegskindheit - als vielbeachtetes Thema in der psychotherapeutischen Literatur, parallel dazu wurde die kriegsbedingte Vaterlosigkeit entdeckt. Nicht wenige Schriftsteller steuerten Autobiografisches aus der Kinderperspektive bei, vor allem aufschlußreiche Szenen des Nazialltags. Die Schrecken des Krieges erwähnten sie in ihren Büchern eher beiläufig. Wer das Glück hatte, in friedlichen Zeiten aufgewachsen zu

sein, erfuhr durch die Lektüre, daß die erwachsen gewordenen Kinder auch im Rückblick keinen Anlaß sahen, über ihr Schicksal zu klagen. Der Publizist und Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter spricht in diesem Zusammenhang von einer "verschwiegenen, unentdeckten Welt, von einer wenig untersuchten und wenig aufarbeiteten Seite der Geschichte unserer Bevölkerung.“

Er verweist darauf, daß die Wissenschaftler, die Ende der siebziger Jahre mit der Aufarbeitung der Hitlerzeit begannen, sich wegen der eigenen Nähe zum Tätervolk nur berechtigt fühlten, über die Opfer der Nazis zu forschen: über die Überlebenden des Holocaust und andere verfolgte Gruppen. Ausgeblendet wurde, daß traumatisierte deutsche Kinder genauso zu den Opfern der Nazis gehörten.

Eine vergessene Generation. Ihr Schicksal wurde nie erforscht. Im welchen Ausmaß es seelische Verletzungen gegeben haben mag, weiß niemand.

Dennoch hat sich etwas verändert in den vergangenen zwei Jahren. Das Thema Kriegskinder stößt zunehmend auf Interesse, vor allem bei den Betroffenen selbst. Das kann ich sehr gut an Hand der Reaktionen auf meine Beiträge feststellen. Auf eine WDR-Sendung im März kamen 300 Zuschriften.

Ich bin sehr froh, daß ich immer häufiger auf Menschen treffe, die daran interessiert sind, über die *Folgen* ihrer Kriegserlebnisse nachzudenken. Wenn ich aber merke, daß sie nur ihre *Kriegserinnerungen* erzählen möchten – ohne jede Reflexion – bin ich zurückhaltend geworden. Ich denke dabei besonders an eine Begegnung mit einem Politiker, der mir von seinen Hunger-Ödemen an den Beinen erzählte und dabei die Narben zeigte. Seinen unbeschwerten Tonfall habe ich noch im Ohr. Er sagte: „Da faulte das Fleisch am eigenen Körper, und das Faszinierende für mich war: es tat überhaupt nicht weh.“

Das war wieder so ein Interview, bei dem ich nachher körperlich so erschöpft war, als hätte ich den ganzen Tag Holz gehackt. In der folgenden Nacht träumte ich das Entsetzen über verfaultes eigenes Fleisch, das ein kleiner Junge im Jahr 1945 nicht empfinden durfte.

Das heißt: die abgespaltenen Gefühle des Schreckens dieses älteren Mannes waren bei mir gelandet. Das entspricht wohl dem Phänomen der Gegenübertragung, das Psychotherapeuten kennen. Endlich begriff ich, warum mich bestimmte Gespräche über den Krieg so sehr belasteten und andere nicht.

Wenn ich diesen Politiker, der heute der Bundesregierung angehört, im Fernsehen erlebe, tauchen bei mir eine Reihe von Fragen auf, und sie führen mich nun zum dritten und letzten Kapitel:

3. - Die Politik:

Ich möchte an dieser Stelle zurückgehen in das Jahr 1999, als etwas über Deutschland die „Kosovoerschütterung“ hereinbrach. Sie ist durch die Ereignisse des 11. September in den Hintergrund gerückt, aber vermutlich können auch Sie sich noch gut an die extreme Aufregung erinnern, als die Nato Bomben über Belgrad abwarf. Das Thema "Krieg" erwies sich als Sprengstoff für viele Beziehungen. Die aggressiven Debatten in der Partei der Grünen hatten große Ähnlichkeit mit einem handfesten Familienkrach. Er fand seine Entsprechung im Privaten, denn auch hier wurden häufig vernünftige Worte nicht mehr gefunden. Geburtstagsfeste wurden abgesagt. Freundschaften waren bedroht, nicht wenige sind daran zerbrochen. Häufig ging ein Riß durch die Familie, wie durch die Parteien. Ich glaube, daß der Grund nicht nur in der Klemme lag, die durch die beiden Dogmen "Nie wieder Krieg!" und "Nie wieder Völkermord!" entstanden war.

Mit diesem kleinen Krieg 1999 im Balkan kam bei einer großen Zahl Deutscher das Unerledigte des großen Krieges auf disffuse Weise zum Ausbruch.

Es wurde virulent, was Menschen über Jahrzehnte recht gut unter Kontrolle halten konnten: ihre eigenen Leiden durch den Zweiten Weltkrieg, und - nicht selten - deren lebenslange Folgen, auch für spätere Generationen. In Familien, aber auch in Gremien, deren Mitglieder sich vorher nie wirklich darüber ausgetauscht hatten, kam es deshalb zu Verwirrung und Mißverständnissen. Wenn Angst und Panik untergründig wirken, kann man einander nicht mehr zuhören. Da wird der Gegner schnell zum Feind - manchmal sogar der eigene Sohn. Für einen Menschen, der jahrelang jede Nacht in den Luftschutzkeller hinabstieg, ist es vermutlich unerträglich, wenn jemand in seiner Gegenwart Bombenabwürfe begrüßt. Wer sich mit den Vertriebenen im Kosovo identifizierte, hat vielleicht ohnmächtige Wut gespürt, wenn jemand die Nato-Angriffe verdammt.

Wie immer, wenn die nationale Verwirrung groß ist, lohnt es sich, über eine der wunderschönen freien Grenzen zu fahren, womit sich Europa inzwischen von seiner allerbesten Seite zeigt. Und das tat ich an einem Wochenende im Frühjahr 1999. In einem Wassersportklub an der holländischen Küste war die Stimmung spürbar gedämpft. Niederländische und deutsche Segler diskutierten über den Kosovo-Krieg. Zustimmung und Ablehnung der Nato-Angriffe gab es in beiden Ländern. Aber dann wurde, wie im Brennglas, der große Unterschied deutlich. Während die Niederländer nachdenklich und besorgt Argumente austauschten, war unter den Deutschen ein böser Hickhack entbrannt. Jeder warf dem anderen vor, seine Position sei unmenschlich. Es wurde über den "*Kriegstreiber* Joschka Fischer" hergezogen. Die Holländer zeigten sich irritiert. Was war nur mit den Deutschen los?

Zeitsprung. Zwei Monate später. Der Krieg war vorbei und damit für die Deutschen kein Thema mehr. Anders die holländischen Segler. Sie sprachen davon, wie erleichtert sie waren. Und man sah es ihnen an - ihre Dankbar-

keit dafür, daß Schlimmeres verhindert wurde. Daß *kein* Flächenbrand entstanden war.

Die Deutschen wandten sich wortlos ab. Ihre Rücken sagten deutlich: Wir wollen damit nichts mehr zu tun haben.

Vor langer Zeit interviewte ich einen Inder zum Thema körperliche und seelische Entspannung. Kein Yogalehrer, ich glaube, er war Professor der Ökonomie. Und der Inder sagte: Bei den Deutschen ist das so: Wenn irgendeine gefährliche Situation droht, dann malen sie sich die schrecklichsten Folgen aus. Tagelang, wochenlang machen sie sich gegenseitig verrückt. Aber wenn dann die Gefahr vorbei ist, oder wenn sich die Schäden in Grenzen gehalten haben, wenn also das Schrecklichste *nicht* eingetreten ist - dann freuen sie sich nicht einmal darüber! Das heißt ja – sagte der Inder - sie werden ihre Spannungen nie richtig los. Und darum brauchen sie eine Bildzeitung, die permanent neue Bedrohungen an die Wand malt. Diffuse Ängste brauchen Bilder, an die sie sich festklammern können. Ich glaube: Niemand hat gern Angst ohne Grund. Da kommt er sich dumm vor.

Nun gibt es sicherlich eine Reihe von Gründen, die heute für die Faszination der Bedrohungsszenarien verantwortlich sein könnten. Meiner Meinung nach gehören dazu aber *auch* die unverarbeiteten Kriegserfahrungen und ihre Weitergabe an die folgenden Generationen.

Welche Auswirkungen könnten solche unbewußten kollektiven Ängste für die politische Kultur haben? In welchem Ausmaß könnte politisches Handeln bzw. das Vermeiden von Handeln davon bestimmt sein? Zum Beispiel in Berlin? Wir werden derzeit von Kriegskindern regiert. Über die Hälfte des Kabinetts Schröder gehört diesen Jahrgängen an.

Kann es sein, daß es eine Verbindungslinie gibt zwischen den beschwiegenen Kriegsfolgen und dem so auffälligen Phänomen in Politik und Gesellschaft, das mit dem Wort Lähmung nur sehr unzureichend beschrieben ist? Gemeint ist jene weit verbreitete Haltung: lieber nichts tun, als Fehler zu riskieren, also auf jeden Fall neue Unsicherheiten vermeiden - wodurch wir uns in Deutschland den vielstimmig beklagten Reformstau eingehandelt haben.

Da ist es gut zu wissen, daß wir den Höhepunkt des großen Schweigens schon überschritten haben. In den vergangenen Jahren ist das Tabu gelockert worden, auch bei dem Schriftsteller Günther Grass. Er habe zu lange geschwiegen, befand er in seinem neuen Buch „Im Krebsgang“ und lenkte die Aufmerksamkeit auf die deutschen Opfer von Krieg und Vertreibung. Ein Zitat macht die Hintergründe seiner Sinneswandlung deutlich.

Niemals, sagt er, hätte man über soviel Leid, nur weil die eigene Schuld übermächtig und bekennende Reue in all den Jahren vordringlich gewesen sei, schweigen, das gemiedene Thema denen Rechts überlassen dürfen. Dieses Versäumnis sei bodenlos... (Zitat Ende)

Man könnte also dem Themenkomplex Kriegskinder-Kriegsfolgen noch viele Aspekte hinzufügen. Man könnte noch viele weitere Fragen stellen, Beobachtungen austauschen, vielleicht sogar in nicht mehr ganz fernen Tagen in Talk-Shows darüber spekulieren. Das alles könnten wir Deutschen tun. Aber vor allem sollten Psychologen, Ärzte, Soziologen und Historiker endlich anfangen, darüber zu forschen.

Der Zeitpunkt wäre günstig, da die Zeitzeugen noch leben und vorsichtig beginnen, über das Drama ihrer Kindheit und das anschließende große Schweigen nachzudenken. Die dadurch zu Tage geförderten Einsichten und

Leiden sind belastend. Sie müssen verarbeitet und sie müssen veröffentlicht werden.

Aber aus der Erschütterung eines Tabus erwachsen Trost und Heilungschancen für kranke Familien, und die Hoffnung, daß eine gelähmte Gesellschaft endlich in Bewegung gerät.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.